

Wort des Tages, Johanneskirche Hamburg-Rissen

13. Mai 2020

Pastor Steffen Kühnelt

Inventur

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrlischen
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

so dient es als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt.
zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine
lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,
dies meine Zeltbahn,
dies ist mein Handtuch,
dies ist mein Zwirn.

Günter Eich (1907-1972)

In diesen Tagen denke ich oft an die Zeit vor 75 Jahren, an das Ende des Krieges, die „Stunde Null“. Dokumentarfilme, die die verschiedenen Fernsehsender anbieten (vgl. auf ARTE: „Berlin 1945 – Tagebuch einer Großstadt, abzurufen in der Mediathek), stellen mir dazu bewegende, ja erschütternde Bilder vor Augen und ergänzen das, was ich aus dem Geschichtsunterricht weiß bzw. das, was mir – einem „Kriegsenkel“, als Kind von Eltern, die im Krieg geboren wurden, als Enkel von Großvätern, die Soldaten waren (einer fiel) – erzählt worden ist. Eigene Familiengeschichte kommt mir in den Sinn und dazu die Lebensgeschichten, von

denen ich in vielen Trauergesprächen der letzten Jahre erfahren habe; Schicksale von Menschen, für die jene Zeit prägend war. Als Soldaten und Kriegsgefangene, als Flüchtlinge aus Schlesien, Pommern und Ostpreußen, als Ausgebombte, als Trümmerfrauen und Trümmerkinder, denen die zerstörte Stadt der alltägliche Spielplatz war... Die Stunde Null, historische und biographische Zäsur, Ende und Neubeginn, zwischen Katastrophe und Desillusionierung, Trauer und Not, Überlebenswillen und Zuversicht. Zeit für eine Bestandsaufnahme, eine Inventur dessen, was ist.

Günter Eich schreibt sein Stunde-Null-Gedicht „Inventur“ in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager in eben jenen Monaten. Anhand der Dinge, die ihm geblieben sind und die er nüchtern auflistet, können wir uns ein Bild machen von seiner Lebenssituation. Mütze, Mantel, Rasierzeug, eine Konservenbüchse als Essgeschirr nennt er noch sein eigen; selbst ein Nagel, sein Werkzeug, ist eine Kostbarkeit. Im Brotbeutel ist kein Brot. Er ist gefüllt mit ein paar wenigen anderen Habseligkeiten und dient als Kissen, wenn er nachts auf der Pappmatratze liegt... und *dichtet*. So ist die größte Kostbarkeit auch die Bleistiftmine, mit der er die Gedichte zu Papier, in sein Notizbuch bringt. Die Bleistiftmine ist sein eigentliches Lebensmittel, mit dem er den tristen Alltag fassen, ihm vielleicht entrinnen, ihn übersteigen und die Worte festhalten kann, die ihm vielleicht so nahrhaft sind wie Brot.

Nach dem Getöse des Krieges, nach dem Gedröhne und Größenwahn des Nationalsozialismus, findet sich der Mensch, finden sich viele Menschen in Deutschland zur Stunde Null nun auf dem Boden der Tatsachen, in der allerkargsten Kargheit, Einfachheit und Stille wieder. Sie müssen mit dem Wenigen zurechtkommen und sich in diesem Mangel neu orientieren: zwischen den Erfahrungen von Verlust und Bewahrung, in der Verarbeitung und auch Verdrängung von dem, was war und zu der Katastrophe geführt hat. Jeder einzelne und zusammen: geworfen in eine neue, ungewisse Zeit.

Zuweilen werden gerade Vergleiche angestellt zwischen damals und heute; auch Corona sei eine Art „Stunde Null“, höre und lese ich. Natürlich trifft die Corona-Pandemie den Menschen in Deutschland in einer völlig anderen gesellschaftlichen Situation als der menschengemachte Krieg und das Kriegsende es damals getan haben. Das ist unvergleichbar („Uns geht’s ja noch Gold“ sagen die Alten). Und doch, da finde ich uns nach 75 Jahren wieder, erleben wir auch jetzt eine Zeit der Ernüchterung, und auch der Inventur. Dabei stellen wir fest: Wir dürfen dankbar sein für die materielle Fülle, aus der wir weiterhin leben. Über die Welt der Dinge hinaus sehen wir aber auch das, was fehlt, was wir vorher vielleicht zu wenig gesehen haben; sehen das, was wesentlich und wertvoll ist und was uns in die Zukunft leiten soll. Es ist eine Zeit, in der ich mehr als sonst gefragt bin vor mir selbst Auskunft zu geben, über das, was mein Leben trägt: meinen Glauben, meine Liebe, meine Hoffnung.

s

o

n

s